

Der weiße Peter

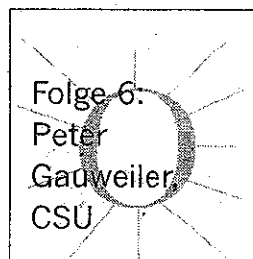
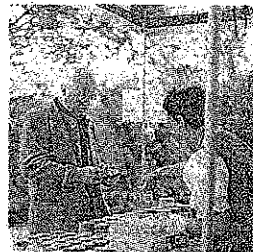
Mit Peter Gauweiler (CSU) im Münchner Kleingartenverein in der Nestroystraße

VON SABINE RÜCKERT

Just als das letzte Kirchenlied der Geburtstagsmesse für den Kleingartenverein Nestroystraße verklungen ist, als der Priester die Stola ablegt, als die Klarinettenisten und Trompeter ihre Instrumente ausklopfen und die in feierliche Tracht gehüllten Schrebergärtner sich vor dem Festzelt die Füße vertreten, erscheint jener Wahlkämpfer, der alle Kämpfe hinter sich hat.

Zunächst fällt er gar nicht auf, denn er ist ganz allein, ohne Entourage, ohne Presserudel und ohne die übliche Bugwelle der Hektik, die dem Volksvertreter in Wahlzeiten vorausschwappt. Wie ein Privatmann, wie einer der Ihren, schlendert der Bundestagsabgeordnete Peter Gauweiler unter den Kleingärtnern umher, schüttelt ein paar Hände und macht dann alleine eine Ortsbegehung durch die gepflegte Anlage, die gerade 90 Jahre alt wurde. Gauweiler kennt die Schrebergärten noch aus der Kinderzeit, hier in München-Süd ist er aufgewachsen, hier hat er das evangelische Sonntagsblatt ausgetragen und das Ludwigsgymnasium besucht. Hier ist er daheim. Und hier ist jetzt sein Wahlkreis.

Kaum zu glauben, dass dieser entspannte Herr, den man da über Hecken und Blumenrabatten hinweg in die Lauben grüßen sieht, in den achtziger Jahren eine Art Gottseibeius war, Hassgestalt der Münchner Jugend. Ein radikaler Rechter in der bayerischen CSU, der als Staatssekretär im Innenministerium für undurchlässige Ausländerpolitik sorgte, über drakonische Maßnahmen gegen Aids-Infizierte räsonierte und Wasserwerfer losließ auf Studenten, die etwas gegen die atomare Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf hatten. Ein Grabenaufreißer und Händelsucher, der die ihm eigene Schlagfertigkeit und Argumentationsstärke gern zum Niedermachen – vorzugswei-



Sommer-
theater

Im Urlaub mit
der Politik

se der liberalen und linken bayerischen Minderheit – einsetzte und den die Landeskinder seiner Haarfarbe und seiner Gesinnung wegen bloß den »schwarzen Peter« hießen.

Heute ist an Gauweiler nichts Schwarzes mehr. Haar und Schnauzer sind weiß, die Trachtenjacke ist braun gestreift, die Hose hell. In der CSU ist er immer noch, aber die Partei schiebt sich in seiner Gegenwart in den Hintergrund und krümmt sich zu einer Art altbayerischer Bauerntheaterkulisse, vor der Peter Gauweiler längst eigene, gescheite und unangepasste Texte vorträgt. »Jeder Mensch hat eine rechte und eine linke Herzkammer und eine rechte und linke Gehirnhälfte«, sagt er zum Beispiel im Nestroygarten, als er auf seine fast freundschaftlichen Diskussionsauftritte mit Oskar Lafontaine angesprochen wird. »Heute kann man nicht mehr nur links sein oder nur rechts. Man muss die andere Seite ernst nehmen und mitdenken. Oder wie Sigmund Freud es sagt: Aussprechen heilt.«

Als Redner passt Gauweiler auch gut hierher. So wie sein Publikum der Enge der umliegenden Wohnsiedlungen entflohen ist und Freiraum im eigenen Stück Natur sucht, so hat sich Gauweiler mit den Jahren aus der gedanklichen Drangsal der CSU befreit und spricht heute wie einer, der keine Lust mehr hat, sich für seine Partei zu verbiegen. Auch in seinem Grußwort geht es nicht um Politik und schon gar nicht um die CSU: Er erinnert sein Publikum vielmehr daran, dass jeder Garten letztlich nur Abbild des Paradieses sei, um das der Mensch sich selbst gebracht habe mit der Erkenntnis von Gut und Böse. »In unserem Land leben 4,4 Millionen Kleingärtner«, sagt er, »dagegen haben alle Parteien – Karteileichen eingerechnet – nur 2,2 Millionen Mitglieder.« Das soll heißen: Deutschland ist keine Parteienlandschaft,

sondern ein Garten, der von Gärtnern regiert wird. Und jeder soll seinen Platz haben in dieser nationalen Laube. So hört sich Gauweilers Wahlkampf an. Keine Appelle, bloß eine ernste Verbeugung vor Menschen, die sich auf wenigen Quadratmetern um Schönheit und Durchatmen bemühen. Die Zuhörer applaudieren – amüsiert und angerührt. Der Kleingartenvorsitzende überreicht dem Volksvertreter

zum Dank einen Honigtopf vom eigenen Bienenvolk und einen gläsernen Bierkrug in einer »sich selbst zersetzenden« Plastiktüte.

Beim Pichelsteiner-Eintopf, den Gauweiler nachher am weiß-blau gedeckten Biertisch löffelt, holt ihn dann doch die Vergangenheit ein. Der Kleingärtner ihm gegenüber war nämlich früher Polizeichef von Wolfratshausen und konfrontiert ihn nun mit einer eher unsympathischen Begebenheit aus dem Jahr 1986. Damals soll Gauweiler als Staatssekretär für die Polizei diesen Beamten »vor versammelter Mannschaft zusammenschissn« haben, weil er beim Helikopteranflug auf Wolfratshausen zufällig von oben auf einen Unfallort blickte, bei dem die Streifenbeamten kein Blaulicht eingeschaltet und das Flatterband unsachgemäß gehandhabt hatten. Diesen autoritären Auftritt hat der brave Polizeichef in seinem Gedächtnis bewahrt und teilt dem CSU-Abgeordneten nun mit halbem Lächeln mit, dass er ihn »nicht immer gewählt« habe. Gauweiler nimmt es hin, ohne zu widersprechen. »Ja, ja«, nickt er versonnen, als sei die Sache tausend Jahre her.

Von Einschüchtern und Druckmachen hält er heute nicht mehr viel – im Gegenteil. Gauweiler, der wie schon sein Vater als selbstständiger Strafverteidiger – also menschengewordener Widerstand gegen die Staatsgewalt – arbeitet, hat ein neues Lieblingswort gefunden: »Reaktanz«. Ein Begriff, den er trotz seiner Eckigkeit schätzt, immerhin spricht er ihn gelegentlich in die mittägliche Gartenidylle und lauscht seinem Klang eine Weile nach. Reaktanz, ein Begriff aus der Psychologie, meint die heftige innere Abwehrreaktion gegen zu viel Nötigung und psychischen Druck. Offenbar kennt Gauweiler dieses Gefühl. Jetzt sagt er zum Ex-Polizeichef, Reaktanz sei das, was im Bürger zu Wahlkampfzeiten aufsteige. Deshalb interessiere ihn, Gauweiler, persönlich inzwischen etwas ganz

anderes, nämlich das Experiment einer Wahl ganz ohne Wahlkampf.

Gauweiler hat keinen Platz auf der CSU-Landesliste, er muss auch in diesem September von den Bürgern seines Wahlkreises wieder per Direktmandat in den Bundestag katapultiert werden. Doch großes Kopfzerbrechen scheint ihm das nicht zu bereiten. Heute lässt er den Wahlkampf jedenfalls ausfallen.

»Solche eigenen Köpfe wie Sie bräuchert ma mehr«, lobt ihn ein älterer Herr zum Abschied. Gauweiler findet das nicht: »Dann tät i ja nimmer auffallen.« Dann geht er heim, ohne Eile. Aufgeräumt und unangreifbar. Irgendwie jenseits von Gut und Böse.

▶ www.zeit.de/audio

Fotos: Urban Zinnel für DIE ZEIT